

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Maggie Stiefvater

Grand Hotel Avalon

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Sabine Hübner



S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER

Die Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel »The Listeners«
bei Viking, an imprint of Penguin Random House LLC, New York.

Copyright © 2025 by Maggie Stiefvater

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2025 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, 60596 Frankfurt am Main

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Vignette: freepik.com

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-10-397566-6

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@fischerverlage.de

Kapitel 1



Der Tag, der das Hotel für immer verändern sollte, begann wie jeder andere auch.

June Porter Hudson erwachte vor dem Morgengrauen in der Souterrainwohnung des kleinen Personal-Cottage, das den heißen Quellen am nächsten lag. Sie stand auf und verscheuchte die drei Hunde (zwei Langhaar- und einen Rauhaardackel), die vom Bett rutschten und ihr in höflichem Abstand folgten. Sie duckte sich unter der quer durch den Raum gespannten Wäscheleine hindurch, nahm Hemd und Unterwäsche ab und hängte die Steppdecke darüber, damit sie auslüften konnte.

Im Licht der Nachttischlampe warf sie sich in ihre übliche Montur: taillenhohe weite Hosen, ein Hemd mit ordentlich hochgekrempelten Ärmeln, eine zierliche Armbanduhr, ein Hauch Lippenstift. Sie trug einen dunklen Bob, den sie sich jetzt mit etwas Pomade elegant hinters Ohr strich. Ihre Erscheinung passte nicht zu den steifen Locken und Kleidern, denen man sonst im Hotel begegnete, aber schließlich erwarteten die Rockefellers und Roosevelts auch nicht, dass sie aussah wie sie; und vor allem *klang* sie nicht wie sie, mit ihrem Hinterwäldlerdialekt. Diese Gäste waren es gewohnt, dass ihre Hoteliers, wenn überhaupt, einen französischen Akzent hatten, doch Junes Französischkenntnisse beschränkten sich auf »Vive l'empereur!«, was einer ihrer Kellner jedes Mal leise vor sich hin zischte, wenn er des Küchenchefs ansichtig wurde. Und doch. Die Gäste liebten sie.

Nachdem sie in ihre Mary Janes mit den niedrigen Absätzen geschlüpft war, leerte June am einzigen Fenster der kleinen Küche lautlos zwei volle Gläser Heilwasser. Im Sommer bot das Fensterchen den grauen morgendlichen Blick auf Mulch und Sträucher rund um die Veranda, aber jetzt, im Winter, spiegelte das dunkle Glas nur ihr Gesicht (weit auseinanderliegende Augen, gewölbte Brauen, Lippen so schnörkellos wie ein Bleistift). Zwei Gläser Heilwasser. Süßwasser nannten es die Einheimischen, obwohl es nach einer aufgeplatzten Lippe und einem Mundvoll Staub schmeckte. Süßwasser hieß es nicht wegen seines Geschmacks – sondern wegen seiner Wirkung auf den Körper. Wovon wurde man geplagt? Rheumatismus, Verstopfung, Unfruchtbarkeit, Grippe? Dyspepsie, Malaria, Gallensteine, Krupp? Heimweh, Ekzeme, Gicht? Verdauungsstörungen, Entzündungen, Schlaganfall, Zweifel? Medizinische Fachzeitschriften und medizinisch ausgebildete Gäste diskutierten über die Heilkraft der Quellen, aber June dachte nicht viel darüber nach. Sie begann und beendete jeden Tag auf dieselbe Weise und versäumte es nie, ihre vier Gläser Wasser zu trinken. Jetzt leerte sie, nachdem sie fertig war, ein Glas in den Dackelnapf, fütterte die Hunde mit ein paar Fleischresten aus dem Kühlschrank und machte sich an die Arbeit.

Arbeit, Arbeit. Sie nahm kein Ende. June beaufsichtigte 450 Angestellte, 420 Zimmer, 418 Hektar Land, 212 Shropshire-Schafe, 110 Golden-Delicious-Apfelbäume, 60 Pferdeboxen, 21 Cottages, sieben Hütten, vier Badehäuser, drei Abfüllräume und zwei Mineralquellen. Jeden Tag musste sie das Personal organisieren, Vorräte inventarisieren, Veranstaltungen auf die Beine stellen, jeder mühsame Atemzug dieses kostenintensiven Monstrums musste auf den Cent genau abgerechnet werden, damit die Gilfoyles, denen das Hotel gehörte, Gewissheit hatten, dass kein Quäntchen ihres Reichtums sich ohne sie amüsierte. Das Geschäft mit dem Luxus: Junes erster Gedanke, wenn sie aufwachte, und ihr letzter, wenn sie zu Bett ging.

An diesem Tag, dem 25. Januar, veranstaltete das Avalon einen Tartan-Ball zu Ehren von Robert Burns, einem längst verstorbenen, aber immer noch hochgepriesenen schottischen Dichter. Ihre Dackel im Schlepptau, hatte June sich zu ihrem Personalchef Griff Clemons auf den Balkon des Ballsaals gestellt, um der Generalprobe der technischen Abläufe beizuwohnen. Der Ballsaal war beeindruckend. In seiner Mitte stand ein mit geschnitzten Rhododendronblüten verzierter Süßwasserbrunnen, der den Raum mit seinem lieblichen Duft nach Erde und Wildblumen erfüllte. Die hohe Decke schmückte ein prächtiges Gemälde von Susie M. Barstow, einer Malerin der Hudson River School, mit Szenen aus West Virginia. An der Nordwand befand sich eine riesige Bühne, auf der einst die glamouröse Geraldine Farrar noch einmal in ihrer Rolle als Madame Butterfly aufgetreten war, mit der sie an der MET brilliert hatte. Den Kamin an der Südwand hatte man Stein für Stein aus den Ruinen des Battlesden House erbaut, eine freundliche Gabe des Duke of Bedford. Während eines Aufenthalts des Präsidenten Coolidge hatte dessen Ehefrau Grace bei der Auswahl des Parkettbodens mitgewirkt. Erbinnen. Präsidenten. Mitglieder von Königshäusern. Das waren die Gäste des Avalon: Leute, so weit oben auf der sozialen Leiter, dass sie sich ducken mussten, wenn die Sonne über sie hinwegwandern wollte.

»Wie geht's Ihren Mädchen, Griff?«, fragte June.

»Ganz gut«, antwortete er.

»Klingt aber nicht so.«

Die Hoteldirektorin und der Personalchef des Avalon waren für ein Hotel diesen Ranges ein ungewöhnliches Duo – eine lächelnde Weiße aus den Bergen und ein sehbehinderter Schwarzer –, aber sie hatten sich beide auf ehrliche Weise von ganz unten hochgearbeitet. Weiter konnten sie beide nicht kommen, und keiner von ihnen lief Gefahr, auf einer künftigen Gästeliste jemanden wie sich selbst zu entdecken.

»Eins der Mädchen hat beschlossen, dass sie sich verliebt hat«, antwortete Griff. »Die andere sinnt auf Rache.«

Griffs Zwillingsmädchen waren gerade fünf Jahre alt geworden.

»Klingt nach schweren Zeiten für die Familie Clemons.«

»Mädchen sollten doch eigentlich sanft sein«, sagte Griff.

»Bin ich etwa sanft?«, fragte June.

Der Personalchef rieb sich nachdenklich ein Auge, eine gedankenlose Geste, die man im Gespräch oft an ihm beobachten konnte. Seine großen haselnussbraunen Glupschaugen würden ihn vor der Einberufung bewahren. Das linke war funktionstüchtig, aber das rechte nur noch Zierde, seit ihn im Alter von sechs Jahren ein störrisches Kalb ins Gesicht getreten hatte. June empfand Dankbarkeit. Der große, drahtige Personalchef war ihre rechte Hand, verantwortlich für alles, was außerhalb des Gästebereichs passierte. »Kein Kommentar, Hoss«, sagte Griff.

Von unten aus der Grotte war Klirren und Klappern zu hören, die Geräusche der Vorbereitung des Festmahls. Aus dem Orchestergraben ertönten Triller und Gestöhn. Während es sich bei Burns-Partys anderswo meist nur um bescheidene typisch schottische Ceilidhs handelte, wo man zur Musik von Fiedeln und Pfeifen tanzte und traditionelles Haggis schmauste, gab es hier im Avalon eine komplette Dudelsackkapelle aus New York, ein Fünf-Gänge-Menü und ein Meer von Alkohol. Es würde bis vier oder fünf Uhr morgens getanzt.

Normalerweise wäre das, für die Ansprüche des Avalon, ein schlichtes Event außerhalb der Saison gewesen. Aber dieses Jahr war alles anders. Es handelte sich nämlich um das erste Fest, seit Mr. Francis Gilfoyle, der Besitzer des Hotels und Junes Mentor, am 7. November auf der Aufzugsschwelle im vierten Stock zusammengebrochen und verstorben war. Und um das erste Fest, seit die Japaner am 7. Dezember Pearl Harbor angegriffen und Amerika damit

in den Krieg gezwungen hatten. Deshalb war der Burns-Night-Ball mehr als nur ein Fest. Er war eine *Entscheidung*: Konnte es in diesen Zeiten noch Partys geben? *The Hotel Monthly*, eine Publikation von Hoteliers für Hoteliers hatte kürzlich eine sechsstufige Reportage veröffentlicht (»Amerikanischer Luxus – Versuch einer Definition«), in dem das Avalon als Vorbild präsentiert wurde, dem die anderen Hotels, auch wenn es für die meisten unerreichbar blieb, nacheifern sollten. Die Haltung des Avalon zu Festivitäten in Kriegszeiten würde man allgemein zur Kenntnis nehmen und imitieren.

Und June hatte Folgendes beschlossen: Jahrzehntlang hatten Präsidenten, ausländische Würdenträger, Trendsetter und Entscheidungsträger sich darauf verlassen, dass im Avalon Vergangenheit und Zukunft vergessen und durch eine zeit- und sorglose Gegenwart ersetzt wurden. Jedes Zögern hätte diesen Zauber für immer zerstört. Man würde weiterfeiern.

Jetzt ertönte von unten eine Stimme. »Hoss, sind Sie das da oben?«

»Ja!«, antwortete June. »Und da unten ist wer? Johnny?«

»Ja. Können Sie von dort, wo Sie stehen, die Befestigungspunkte sehen? Alle bündig, auf gleicher Höhe?«

Sie ahmte einen schottischen Akzent nach, Burns zu Ehren. »Aye, Laddie.«

Johnny ging auf das Spiel ein. »Aye, Lassie! Wir sind gleich fertig.«

In der Nacht zuvor, um drei Uhr morgens, als sie sich endlich in ihr bescheidenes Büro hinter der Rezeption davongestohlen hatte, um einen Happen zu essen (kaltes Hühnchen, glasierte Zitronenkartoffeln, Pilaw-Reste), hatte sie dreißigtausend Dollar für Betttücher, Nylonstrümpfe, Laken und Gummibänder genehmigt, alles Dinge, die wohl bald knapp werden würden, selbst wenn der Krieg im Sommer zu Ende ging, wie manche glaubten. Als June die Bestellungen abschloss, hatte sie das Gefühl, den Krieg mit ihrer Unterschrift offiziell heraufbeschworen zu haben. Sie hatte den Gedanken

bis jetzt verdrängt: Sie konnte sich Sandy, den Jüngsten der Familie Gilfoyle nicht in Uniform vorstellen. Edgar David Gilfoyle, Mr. Francis' charmanter ältester Sohn und Erbe des Avalon, hatte June gesagt, er glaube nicht, dass das Hotel wirklich betroffen sein würde. Das war nur ein paar Tage nach Pearl Harbor und nur etwa einen Monat nach der Beerdigung seines Vaters gewesen. Er und June hatten zusammen im Bett gelegen – das war schon einmal passiert und hätte eigentlich kein zweites Mal geschehen sollen –, und Gilfoyle nahm gerade eine pink blühende Rose aus der Nachttischvase mit auf eine Reise, die an einem schweißnassen Punkt zwischen Junes Brüsten begann und an einem schweißnassen Punkt unterhalb ihres Bauchnabels endete. *Der Krieg wird das Avalon nicht erreichen*, hatte er zu ihr gesagt. *Wie sollte er uns denn finden?*

Und bis jetzt hatte er recht behalten. Der Krieg hatte die Berggegend nur leicht touchiert. Die 150. Infanterie der West Virginia National Guard war in die Panamakanalzone verlegt worden, und an einigen kohleverdreckten Hauptstraßen hatte man Einberufungsbüros eröffnet. Diese Tatsache veranlasste June dazu, ihr Personal nach neuen Kriterien zu bewerten. Zuvor unwichtige Eigenschaften verwandelten sich in Vorzüge. Ihr bester Schreiner hinkte, ihrem Schlosser fehlten ein paar Finger, ihr warmherziger Registrar litt glücklicherweise an einer alten Militärtuberkulose. Griff konnte nur auf einem Auge sehen. Lauter Glücksfälle.

»Los geht's«, rief Johnny (über vierzig, zu alt, um eingezogen zu werden). »Hoss, rufen Sie, falls sich irgendwo was lockert!«

»Aye.«

»Aye!«

June stützte sich mit den Ellbogen erwartungsvoll auf dem Balkon ab. Griff, der sich nie lässig gab, stellte sich neben sie, aufrecht, als hätte er ein Lineal verschluckt. Über ihnen erwachte die Decke zuckend zum Leben. Die Dackel zogen ängstlich den Kopf ein, als

sich ein dumpfes Dröhnen erhob – es erinnerte eher an einen aufkommenden Sturm als an eine Maschine.

»Soll das so sein?«, fragte Griff.

»Die Dudelsäcke werden es übertönen«, erwiderte June.

Was war Luxus? Er war veränderlich, relativ. Bei Dürre war es ein Glas Wasser, bei Flut ein trockener Platz zum Stehen. Was auch immer den Luxus des Avalon im Vorjahr ausgemacht hatte, jetzt galt es nicht mehr. Für die Burns-Night hatte eine berühmte Designerin, zufällig auch der treueste Gast des Avalon, an der Entwicklung einer Überraschung mitgewirkt, die die Gäste daran erinnern sollte, dass es selbst in Kriegszeiten noch Luxus gab.

June war sehr dogmatisch, wenn es um Luxus ging, und zu einem früheren Zeitpunkt ihrer Karriere hatte Mr. Francis, der stolz auf seine der Arbeiterschicht entstammende Novizin war und sie stets in Schutz nahm, ihr immer wieder Gäste geschickt, die sie auf die Probe stellten. Zuletzt war ein Vertreter der Familie Delafield, die sich in der Immobilienbranche New Englands einen Namen gemacht hatte, in ihrem Büro erschienen, um sie in die Enge zu treiben.

Die Schlacht war schnell geschlagen:

Delafield: »Frank sagt, Sie hätten da so eine Art religiöse Theorie, dass Luxus und Reichtum nichts miteinander zu tun hätten.«

June: »Auch ich freue mich, Sie zu sehen, Mr. Delafield. Es ist doch ganz einfach, nicht wahr? Reichtum bedeutet nur Sicherheit. Luxus hingegen ein Leben ohne Sorgen.«

Delafield: »Ich habe keine Sorgen.«

June: »Natürlich nicht. Was wollen Sie von mir hören, Mr. Delafield? Eine Predigt? In Ordnung, dann predige ich eben: Der Reichtum kümmert sich nicht darum, wer Sie sind, tief in Ihrem Inneren, nachts, wenn Sie nicht schlafen können. Der Luxus hingegen kümmert sich um nichts anderes. Deshalb erraten wir, was Sie alle brauchen, bevor es Ihnen selbst bewusst ist. Ist Ihnen nicht aufgefallen, dass Sie diesmal ein anderes Zimmer bewohnen? Die Verwaltung hat dafür gesorgt, dass Sie den Aufzug nicht mit Miss Q teilen müssen; nichts zu danken, gern geschehen. Das Zimmermädchen hat Ihren Nachttisch umgestellt, damit Ihnen Ihre Brille nicht immer hinten runterfällt. Und die Stallburschen wissen, dass Commander Ihr Lieblingssperd ist – da er aber während Ihrer letzten Besuche ein bisschen frech war, haben sie ihn longiert, damit er sich diese Woche lammfromm benimmt. Können Sie sich erinnern, irgendetwas davon verlangt zu haben? Wohl kaum. Dem Avalon ist es eine Freude, all Ihre Wünsche vorausszusehen. Einerseits würde ich gern Ihre Meinung dazu hören, da ich für Verbesserungsvorschläge immer offen bin, andererseits weiß ich schon jetzt, dass Sie mir zustimmen werden. Denn Sie befinden sich hier bei uns an einem Ort des Luxus, statt in Connecticut, dem Ort Ihres Reichtums. Dafür, dass Reichtum und Luxus angeblich das Gleiche sind, haben Sie einen ziemlich weiten Weg auf sich genommen.«

Delafield: »...«

Delafield: »Schlafen Sie mit mir.«

June: »Dazu fehlt mir höchstwahrscheinlich die Zeit, Mr. Delafield, aber ich kann Ihnen ein paar gute Bücher empfehlen.«

Ihr war klar, dass er sich nicht etwa zu ihr hingezogen fühlte. Sie hatte ihn einfach nur überrascht. Einflussreiche Menschen vergessen, dass sie überrascht werden können. Das wusste June aus eigener Erfahrung, denn, oh Wunder, sie war selbst zu einer einflussreichen Person geworden. June Hudson, aus dem Bergtal, eine Frau, Direktorin des Grand Hotel Avalon. Es war ein Wunder, dass diese Worte nebeneinander existierten. Während ihrer ersten Hotelkonferenz, auf dem Cocktailempfang, als sie das erste Mal öffentlich gesprochen hatte, hatten die Männer neben ihr *gelacht*. Nicht aus Gemeinheit, sondern vor Schreck. Diese schwächliche Frau, dieser unmögliche Dialekt!

»Ach«, hatte einer gesagt. »Sie sind die Direktorin des Avalon!«

O Gott, sie hatte sich gefreut wie ein Schneekönig. Dreihundert Meilen entfernt, und sie hatten von ihr gehört! »Wie entwickeln Sie denn Ihre Strategien?«, wurde sie gefragt.

»Ach, wissen Sie, das Süßwasser steckt voller Ideen«, hatte sie geantwortet, denn schon damals hatte sie das eine oder andere über Legendenbildung gehört.

Jetzt, im Ballsaal des Avalon, ließen Junes Angestellte mit mehreren Handkurbeln ruckartig eine extra für diesen Anlass konstruierte Vorrichtung herab, die unterhalb des Deckengemäldes fixiert gewesen war. An den langen hölzernen Armen hingen Hunderte von Blättern, dickes Bristol-Papier, und auf jedem stand ein Gedicht von Robert Burns.

*Den Hagelschlag, den Wintertag
All' ohne Sonnenschein ...*

»Sieht ja aus wie ein Hund, der im Regen bibbert!«, rief Johnny.

»Sachte!«

Die Vorrichtung wurde vorsichtiger abgesenkt. Jetzt sackten die

Blätter nicht mehr abwärts, sondern flatterten und schwebten nach unten. Sie schienen lebendig, organisch, wirbelten und tanzten.

Der Mechanismus verstummte. Die Gedichte bewegten sich jetzt direkt auf Augenhöhe mit June und erinnerten sie an ein Mobile in einem Kinderzimmer.

So sah Luxus jetzt aus, in diesem Moment, bevor er sich erneut verwandeln würde. Relativ.

June und Griff murmelten vor sich hin. June hatte ihre Zweifel gehabt, aber jetzt konnte sie die überraschten Ausrufe der Ballgäste beim Anblick des sich herabsenkenden Mobiles förmlich hören, sah, wie sie nach einem der flatternden Gedichte griffen, um es ihrer Begleitung vorzulesen, wie sie dann weitertanzten, durch papierne Wolken langsam verträumte Runden drehten. June wusste, wie es sich anfühlte, wenn sich das eigene Blut in prickelnden Champagner verwandelte, sie wusste, wie Erdbeeren schmeckten, wenn jemand sie einem auf diesen hellen Ledersofas in den Mund schob. Es gab Zeiten, da hätte man sie selbst für eine Ballbesucherin halten können. Sie drückte leicht die Finger zusammen, als wolle sie nach einem der Gedichte greifen. Sie konnte die Worte geradezu schmecken:

Einen Kuss noch, eh wir scheiden ...

Oh! Sie hätte nach der Beerdigung nie wieder in Gilfoyles Zimmer gehen dürfen. Diese dumme *Hoffnung*. Sie wusste es besser. Sie hatte es schon seit Jahren besser gewusst. Die Seele erinnerte sich, der Körper vergaß.

»Achtung!«

Schrei und Aufprall in derselben Sekunde.